

(Nachdruck verboten.)

85]

Die flucht.

Von R. Bagrynowski.

„Sehen Sie, hab' ich nicht recht gehabt?“ sagte Samuel. „Ich sehe nur einen Ausweg aus diesem Dilemma: legen Sie ein Register der nötigen Artikel auf, und ich werde die Kaufleute und Lieferanten zu mir kommen lassen, daß der Handel in meiner Gegenwart abgeschlossen wird.“

Mister Morley ging auf den Plan ein. Am andern Morgen fand die Zusammenkunft beim Zsprawnik statt. Die Wohnung war voll von Menschen, denn nicht allein die aufgeförderten Kaufleute, Warlaam Warlaamowitsch, Kosloff, der Kommandant und Las waren erschienen, sondern auch Vater Afakij, der Adjunkt, der Diakonus, der Lehrer, ja, Denisoff und Panteleon; endlich, ganz zuletzt, kam auch der Doktor atemlos angelaufen, denn er fürchtete, es würde ohne sein Beisein getrunken werden.

„Hören Sie, Herr Zsprawnik, warum haben Sie mich denn nicht aufgefordert?“

„Ich habe nicht gewußt, Excellenz, daß Sie auch etwas zu verkaufen haben. Die Amerikaner wollen weder Pocken noch Scharlachfieber mitnehmen, auch nach Typhus verlangt es sie nicht.“

Der Doktor lachte; der Scherz machte ihm Spaß, aber der blinkende Gläserkranz, der den „Unversälichten-Vaterländischen“ umgab, erfreute sein Herz noch viel mehr. Die Verhandlungen gingen würdevoll von statten, das Resultat war glänzend. Die Kaufleute hatten doppelte Preise verlangt, thaten aber trotzdem, als wären sie übervorteilt worden. Die geringeren Lieferanten und Krämer, die an dem Geschäft nicht teilnehmen durften, murrten laut:

„Man hat uns den Ausländern ausgeliefert.“

Alle diese Geschäfte hatten Mister Morley so viel Zeit geraubt und ihn so erschöpft, daß er erst am dritten Tage zu den Verbannten kam.

Außer Muxja und dem abwesenden Jan hatten sich alle zur bestimmten Stunde bei Alexandroff versammelt. Alle waren fieberhaft erregt, denn sie waren auf etwas ungemein Wichtiges gefaßt, obgleich sie weder das Wesen noch die Folgen dieses Etwas näher bestimmen konnten. Alle Augenblicke ging einer von ihnen vors Haus und lauschte den Stimmen des Städtchens, das seine hellen Fenster und die lodenden Flammen, die aus den Schornsteinen aufstiegen, durch die graue Nacht leuchten ließ. Die andern suchten sich indessen die Zeit mit irgend etwas zu vertreiben, aber so oft der Kundschafter zurückkam, hoben sie alle den Kopf.

„Sie kommen!“ sagte endlich Krassuski und schürte das Feuer, „ich habe Samuels Stimme erkannt.“

Von einer wunderbaren Nührung überwältigt, sahen die Versammelten unverwandt nach der Thür. Ein hochgewachsener Mann in einer abgetragenen Toppe, eine Mütze aus buntem Seehundsfell auf dem Kopfe, trat ins Zimmer. Ein schöner, schwarzer Bart umrahmte sein Gesicht, aber sein Kopfhaar war nicht lüppiger als das des braven Herrn Jan. Die hohe Stirn ging unvermittelt in den mächtigen kahlen Schädel über. Der Fremde legte langsam ab und betrachtete die härtigen Gestalten der Verbannten, die sich erhoben hatten, um ihn zu begrüßen, mit gespannter Aufmerksamkeit. Zahlreiche Schatten verdunkelten die Furte, die nur vom unsicheren, flackernden Scheine des Herdfeuers erleuchtet wurde. Aber trotzdem gewahrte der Fremde die dürftige Kleidung der Verbannten, gewahrte die Muzeln, die ihr Antlitz durchfurchten, die vorwiegend schmalen und hageren Gesichter — die Gesichter von Asketen und Einsiedlern aus alter, alter Zeit. In den traurigen Augen Mister Morleys leuchtete ein tiefes Mitleid auf, ein warmes Gefühl erhellte seine edlen, kühnen Züge. Er verneigte sich vor Eugenie und schüttelte den Verbannten, die ihm der Reihe nach vorgestellt wurden, herzlich die Hand. Tscherewin hatte er schon beim Zsprawnik kennen gelernt.

Sie setzten sich an den Tisch, auf dem der unvermeidliche Thee erschien. Der Fremde fragte die Verbannten nach den Einzelheiten ihrer Verbannung, nach den Urteilen, die sie betroffen, nach dem Verfahren bei politischen Prozessen, und je länger er ihren Schilderungen zuhörte, desto größer wurde sein Erstaunen.

„Und doch . . . übt Ihr hier einen gewissen Einfluß aus,“ bemerkte er mit leisem Zweifel.

„Ja, aber nur, weil wir nichts zu verlieren haben und eng zusammenhalten!“ sagte Niehorsti.

„Und weil der Zsprawnik ein verhältnismäßig anständiger Mensch ist,“ fügte Tscherewin hinzu.

„Was hat jener Herr gesagt?“ fragte der Amerikaner Samuel, indem er Niehorsti ansah. Die flammenden Augen und das fanatische Antlitz des Verbannten hatten augenscheinlich Eindruck auf den Seemann gemacht. Da Samuel seine Tasse eben an den Mund hob, bat er Eugenie, ihn zu vertreten und Niehorstis Worte zu übersetzen. Mister Morley blickte zu der jungen Frau hinüber und ließ kein Auge mehr von ihr.

„Dieser Yankee sieht einen an, als wollte er einen durchbohren!“ sagte Frau Arkanoff ein wenig mißmutig, indem sie bei den forschenden Blicken des Offiziers errötete.

„Bittet ihn lieber, er möchte uns sagen, ob er meint, daß . . .“ rief Niehorsti.

„Langsam, immer langsam voran, nicht so hitzig,“ beschwichtigte ihn Samuel, der eben mit seinem Thee fertig war.

„Das ist richtig,“ meinte Alexandroff. „Es wäre unvorsichtig, gleich von der Leber weg zu reden. Wissen wir denn, was für ein Mensch das ist?“

„Und ist's ein ernsthafter Mann, dann wird ihn unser Leichtsin nur argwöhnisch machen!“ fügte Arkanoff hinzu.

Mister Morley sah sie an und schien zu erraten, was sie sagten.

Als Samuel die Unterhaltung vorsichtig auf das Thema einer Seereise längs der Küsten des Eismeeres brachte, verzog sich der Mund des Amerikaners zu einem leisen Lächeln.

„In der ersten Hälfte des Sommers wird die Reise an der sibirischen Küste dadurch erschwert, daß der Wind vorwiegend landeinwärts bläst und das Eis der Küste zutreibt. Aber zwischen Ufer und Eisschollen bleibt doch immer ein schmaler, freier Wasserstreifen. Derselbe ist mit einem nicht zu tief gehenden Boote zu passieren. Das Boot darf nicht zu schwer sein, damit es im Notfalle leicht aus dem Wasser gezogen und übers Eis geschleift werden kann,“ begann der Amerikaner gelassen, indem er sich möglichst kurz zu fassen suchte.

Die Blicke der Verbannten hingen wie gebannt an seinem Munde. Er sprach fließend, als erzähle er ein Märchen. Er nannte alles, was zu solch einer Reise nötig ist, rechnete aus, wie lange sie ungefähr dauern könnte, beschrieb die zweckmäßigen Nahrungsmittel, gab ihre Mengen an, sprach von den Kleidern, Werkzeugen und Betten. Er erwähnte die Hindernisse und Gefahren, die den Reisenden dort drohen, und sagte, wie dieselben zu vermeiden oder zu bekämpfen seien. Er sprach von der schwachen Strömung, die sich längs der sibirischen Küste von Westen nach Osten zieht.

„Sie meinen also, wir müßten nach Osten, nach Amerika gehen?“ fragte Niehorsti plötzlich.

„Ich meine nichts, ich weiß nichts. Als Reisender erzähle ich nur von den Bedingungen einer Reise,“ antwortete der Amerikaner zurückhaltend.

Sie fühlten seine Absicht sogleich und fragten weiter, als handle es sich um die interessantesten Details eines ihn fernstehenden Abenteuers.

Lange nach Mitternacht ging Mister Morley von Samuel begleitet nach Hause. Er war müde, aber fieberhaft erregt, denn die heftige Bewegung der Verbannten hatte sich auch ihm mitgeteilt. Kurz vor seinem Ausbruch hatte er noch einen heißen Strauß mit ihnen bestanden, der den Socialismus und den Kapitalismus zum Gegenstand hatte. Er stand schon auf der Schwelle, als er die Bemerkung hinwarf, der

freie Volksbühne.

(Ibsen: Die Komödie der Liebe.)

Steuermann Bartels sei ein tüchtiger Zeichner und sicherlich im Besitz von Entwürfen zu Booten und Werkzeugen, die bei jeder Seereise nötig sind; wenn sie sich dafür so lebhaft interessierten, würde er sie ihnen gewiß gern zeigen.

Als er fort war, schwiegen sie noch eine ganze Weile und lauschten ihren eignen Träumen.

„Ha! Ihr seid glücklich, wenn Ihr an den Erfolg glauben könnt! Ich beneide Euch drum!“ brach Tscherewin endlich das Schweigen.

„Warum sagen Sie: glauben . . . Es ist nichts zu glauben dabei, die ganze Sache ist sonnenklar!“ rief Niehorski heftig.

„Ihr habt mir vergessen, zu fragen, wie viele solcher Expeditionen an diesen Küsten verschollen sind: Admiral Pronschischtschew, Laptjef, Sachoff . . . Das wären die großen, und nun rechnet die unzähligen Kosakenboote hinzu. Ihr aber werdet überdies Verfolger hinter Euch haben! Und es ist kein einziger Seemann unter Euch, keiner weiß, wie ein Segel gehißt wird.“

„Nun, dann werden wir's lernen!“

„Aut, aut! Freiheit oder Tod! Ein Mittel Ding giebt's nicht!“ sagte Woronin.

„Da habt Ihr's! Selbst dieser Stunne findet seine Sprache wieder! Du bist ein ganzer Kerl, Woronin!“ rief Niehorski.

„Nun, Gott gebe, daß es Euch gelinge!“ flüsterte Tscherewin und griff nach seiner Mütze.

„Was heißt das, Doktor? Sie machen also nicht mit?“

„Nein, wenn ich fliehe, dann . . . wähle ich eine andre Richtung!“

„In einer andern ist's unmöglich!“ sagte Krassuski bestimmt.

Tscherewin sah ihn mit halbgeschlossenen Augen von der Seite an, entgegnete aber nichts.

„Ich würde doch raten, die Worte des Doktors in Erwägung zu ziehen,“ meinte Arkanoff. „Haben Sie vielleicht ein Buch über die Expeditionen, deren sie vorhin erwähnten?“

Tscherewin schüttelte den Kopf.

„Dann müssen diese Bücher angeschafft und gelesen werden, ehe wir etwas Bestimmtes beschließen. Aufgehoben ist nicht aufgehoben!“ fuhr Arkanoff fort.

„Doch, was aufgehoben ist, ist auch aufgehoben,“ antwortete Niehorski finstern.

Seiner Gewohnheit getreu, mischte sich Alexandroff nicht in den Streit; ruhig rauchte er sein Pfeifen und hörte zu, als handle es sich nicht auch um seine Zukunft, um sein Leben. Eugenie schwieg ebenfalls, aber Arkanoff las deutlich in ihren Augen, wenn sie recht gab, und wollte einen passenden Moment wählen, um seine Einwände vorzubringen. Eugenie merkte seine Blicke.

„Es ist doch sonderbar, daß wir nicht früher auf diesen einfachen Plan gekommen sind,“ sagte sie gewissermaßen herausfordernd.

„Das Einfachste fällt uns immer zuletzt ein. Die menschliche Logik ist nun mal so beschaffen, daß sie stets mit komplizierten Dingen beginnt. Das ist Naturgesetz!“ erwiderte Glitsberg.

„Wir fliehen also!“ sagte Pjetroff, der sich bis dahin nicht gemeldet hatte.

„Wir fliehen nach Amerika!“ bejahte Glitsberg. „Aber ich muß sagen, daß mir dies Land gar nicht gefällt. Ich möchte lieber wo anders hin. Amerika ist das Land der materialistischen Geschichtsauffassung, da herrscht der Kampf ums Dasein, ewige Jagd nach Erfolg, der Glaube an den Dollar und nur an den Dollar. Ich habe Dickson gelesen . . . Ich muß gestehen, ich würde ein Land vorziehen, wo allseitiges Wohlwollen die Triebfeder des Daseins ist.“

„Schluß! Schluß! Sehen Sie sich, Glitsberg! . . . Bitte, sehen Sie sich! Dickson ist ein abgethaner Autor! Sie hätten Tocqueville lesen sollen! Sehen Sie sich, Herr Kollege, und . . . schweigen Sie zur Strafe bis morgen!“ unterbrach ihn die andern in fröhlichem Durcheinander.

„Das ist gar keine Strafe: ich geh ja gleich schlafen! Tocqueville ist sehr subjektiv und läßt sich leicht hinreißen!“ entgegnete Glitsberg ernsthaft.

(Fortsetzung folgt.)

Es ist interessant zu verfolgen, wie Ibsen schon in dem Jugendwerk „Die Komödie der Liebe“ sich bei aller Rhetorik, die manchmal stark an die Phrase grenzt, doch immer von strengster Logik leiten läßt. Er ist nicht so sehr Dichter und Künstler — ein solcher würde sein Hauptaugenmerk darauf richten, Menschen von Fleisch und Blut hinzustellen, Menschen, die reden, wie es ihrem Charakter entspricht, jeder nach seiner Art, er würde darauf bedacht sein, aus dem Hin- und Widerspiel der Charaktere sich eine Handlung ergeben zu lassen, so daß Personen und Idee wie eins sind, organisch gewachsen.

Das ist nicht Ibsens Art. Ibsen ist nicht zuerst Dichter, Künstler, er ist Programmattiker, Dialektiker. Seine Umgebung, die kleinlichen Verhältnisse des Landes, die beschränkte Auffassung aller Lebensbedingungen, bot ihm reichlich Anlaß dazu. Die Folge davon ist, daß ihm nicht sein Werk die Hauptsache ist, das künstlerisch abzurunden, psychologisch unantastbar zu vertiefen seine Aufgabe wäre, vielmehr rennt er Ideen nach, stellt Forderungen, schleudert Angriffe. All dies ist bedingt durch sein Land, sein Volk, sein Klima. Und viel von dem, was in der „Frau vom Meere“, in der weiblichen Hauptfigur dieses Stückes liegt, diese Sehnsucht ins Unendliche, richtiger gesagt, ins Nebulose, ins Ich-weiß-nicht-wohin, diese spezifisch weibliche Art, die wiederum eine Folge zeitlicher Verhältnisse ist, die die Frau bestimmter Kreise zum Nichtsthum verdammt — für thätige Naturen die ärgste Strafe, die es giebt — lebt in dem Dichter selbst. Und ebenso — neben dieser halbtot schweifenden Sehnsucht — eignet ihm etwas Enges, Rabulistisches, ärgerlich Tistelndes. Der Zweifel ist gut und kann zu einer starken Waffe werden. Aber meist sind die Gedanken der Skeptiker, zu denen auch Ibsen sich rechnet, im Grunde recht kurz. Denn sie machen vor sich selbst und ihrem Zweifel Halt. Der wahre Skeptiker müßte sich selbst negieren, an seinem Zweifel zweifeln, das heißt, richtig durchgeführte Zweifelsucht müßte entweder zur Bejahung der Welt oder zur abgründigsten Verzweiflung, die stumpf die Hände in den Schoß legt und dem Nichtsthum, Nichtswissen und Nichtsein das Wort redet, werden.

Was will Ibsen in diesem Stück beweisen? So muß man fragen. Nicht, was will er schaffen, was will er darstellen. Er sieht als geborner Jähmensich die Welt nur von sich aus. Er sieht flüchtig, er sieht nicht körperhaft. Das heißt: die drei Paare, die er uns vorführt, Lind und Stüber und Stobmann nebst weiblichem Anhang und Kindersegen, sind nicht so gesehen wie sie wirklich sind, sondern so wie Ibsen sie für seinen Zweck brauchte. Das ist Bühnenwirkung im gewöhnlichem Sinne. Was ist nun der Zweck? Der Zweck ist: Ibsen will beweisen, daß für einen Dichtersmann eine Ehe nichts ist. Darauf kommt es hinaus. Nur so rechtfertigt sich der willkürlich angelegte dritte Akt, der so voller psychologischer Ungereimtheiten steckt und so stark an Theatermaße anlingt. In diesem Zweck wurden also Fall die drei Paare entgegengesetzt. Nein — zu solchem Glück taugt er nicht. Also — würde mancher sagen — muß er anderswo sein Glück suchen. Vielleicht findet er außerhalb des Kreises der alleinseligmachenden Tanten, Schwiegermütter und Ehemänner die, die für ihn paßt. Gut. Schwanzhild scheint es zu sein. Und nun setzt eigentlich erst der Ibsen ein, der uns etwas zu sagen hat. Um gegen eine klatschende Ehegesellschaft alter Widertwillen zu empfinden und eine Standrede zu halten, die diese aufgeregte durcheinander scheucht, dazu gehört kein überragendes Geldvermögen. Das ist eine sehr äußerliche Sache, und so logisch alles bisher war, es ist eine billige Logik. Nun aber verlegt sich der äußerliche Streit in die innerliche Seele. Die Frage taucht auf: ist überhaupt ein solcher Bund für einen so jungen, unreifen Menschen, der allerlei vor sich sieht und erreichen will, geschaffen? Und hier heißt es: nein! Das heißt: die Welt, in der er lebt, ist überhaupt eine andre. Es entscheidet sich in seiner Seele der Kampf dahin, daß die Erinnerung an diesen schönen Augenblick ihm Flügel leihen soll zu hohen Gedankenflügen, ihm helfen soll, die Werte zu schaffen, nach denen seine Sehnsucht ringt. Seine Sehnsucht strebt nicht zur Ehe, die Geliebte ist ihm Zweck. Klarer kann es nicht ausgesprochen werden, daß diese Frage den Angelpunkt des Stückes bildet, um den sich das übrige wie Rankenwerk herumspinnnt. Wir sehen also keinen allgemein gültigen Fall, sondern — dem Individualisten Ibsen entsprechend — ein spezifisch individuelles Problem. Soll ich — ein Dichtersmann von Gottes Gnaden, der zu hohen Werten strebt — mich in Eheesseln fetten? Nein, sagt Ibsen. Soll ich, selbst wenn ich nun die gewöhnlichen Ehen, die eine verjumptete Gelobtheit meist verführerischen, außer Betracht lasse und endlich glaube, die Erwählte gefunden zu haben, mit dieser meinen Weg vereint gehen? Nein, entscheidet auch hier Ibsen. Bleibe allein — das ist die Lösung. Es ist ein starkes Wort, das er da hinaus schleudert. Es liegt darin die Warnung: Die Lebenszeit währt kurz und dauert nur einmal für Dich — nütze sie. So baut sich stufenweise auf der kleinlichen Komik der ersten beiden Akte eine tragisch anklingende zweite Entwicklung auf, die in der Absage Schwanzhilds ihren Ausklang findet. Der Titel „Komödie der Liebe“ ist daher irreführend. Denn er könnte dazu verleiten, das allzu leichte Spiel der Handlung der beiden ersten Akte als Ernst und als Mittelpunkt zu nehmen. Das ist aber nur Wortspinnerei. Hier

findet sich der Geld mit der Außenwelt ab, die puppenhaft er-
scheint. Danach erwacht ihm die schwerere Aufgabe, sich mit sich
selbst abzufinden.

Es ist sehr feyn zu beobachten, wie Ibsen diesen Plan nicht von
Anfang an im Auge hat, sondern durch seine zwingende Logik all-
mählich zu dem Inhalt des letzten Actes geführt wird. Denn wären
die beiden ersten Acte die Haupthandlung, so würde jeder sagen:
Fall ist in der gleichen Verfassung, wie die, die er schmächt. Nur
schwärmt er mehr. Darum ist er — um nicht selbst der Thorheit
geziehen zu werden — gezwungen, im letzten Act über die beiden
ersten Acte zu triumphieren. In dieser trassen Art, den Fühmenschen,
und im Grunde sich selbst nur in den Mittelpunkt zu stellen, liegt zu-
gleich die eigentümliche Thatsache, daß wir den Worten und Be-
weisführungen der geschmähten Gegenpartei öfters recht geben
müssen. Für jeden paßt die Welt, die er sich schafft. Und in wem
das Zeug zu einem Strohmann mit zwölf Kindern liegt, der ent-
wickelt sich eben danach. Daher kommt es auch, daß wir, vom
höheren Gesichtspunkt aus, nicht recht in die tönenden Reden des
Helden mit einstimmen. Sie bleiben Neben, und es fehlen die Thaten.
Es bleibt alles schließlich in der Welt der kleinen Persönlichkeit. Da-
her kann man ein solches Werk wie das vorliegende schwerlich anders
als geistlich, lokal betrachten. Erschiene ein solches Werk jetzt von
einem Unbekannten auf der Bühne, es würde uns vieles als un-
natürlich, ja leichtfertig erscheinen. Wie anders erscheint dagegen die
tiefgründige, gestaltende Dialektik eines Hebbel, von dem Ibsen viel
lernte.

Das führt auf eine andre Thatsache. In der Zeit, als
Ibsen dieses Stück schrieb, herrschte das französische Theaterspiel,
dessen Sinn nicht künstlerisch-psychologische Gestaltung, sondern die
Beweisführung irgend einer These, eines Leitsatzes, der das Leben
regeln sollte, war. Was soll mit einer Frau geschehen, die ihrem
Mann die Ehe bricht — usw.? Auch hier, bei Ibsen, vieles
dialektische Raisonieren. Weiterhin ist es für das französische Stück
charakteristisch, daß zum Schluß der End-Räsonneur, der das Schluß-
resümee giebt, die Endentscheidung bringt. Wir erkennen ihn wieder
in Goldstadt, dem reichen Großhändler, der plötzlich so weise Lebens-
worte spricht, die ihm niemand zu Anfang zutraut, und von denen
er selbst wohl nichts ahnte. Er spricht sie in Ibsens Namen. Weder
die Bräutigams haben recht, noch Fall hat recht, sondern
ich sage es jetzt, und sage es durch Goldstadts Mund — und Du,
sagt er zu Fall — geh Du Deinen Weg, und laß die
andren ihre gehen, Du paßt nicht ins Alltagsleben, Du
bist ein besonderer Fall. Im Zusammenhang mit dieser These-
reiterei steht der Mangel jeder tieferen psychologischen Motivierung,
der sich aus der Anlehnung an das französische Drama erklärt. Es
entscheidet nicht der feilische Kampf im Innern des Helden, sondern
der dagwischentretende — beinahe müßte man sagen — Onkel aus
Amerika, der in schlimmeren Stücken immer die Lösung bringt.

Interessant ist, wie in diesem jugendlichen Werk schon allerlei
Stoffe sich melden, deren Ausarbeitung und Verwertung der Dichter
später vornahm. In den wenigen Worten Schwanhilds über ihre
Vergangenheit meldet sich schon der Sinn für den Kampf der Frau
um Freiheit. Und noch manches andre fällt einem auf, das hier
nicht ausgeführt werden kann. Fall hat manche Neulichkeit mit
dem „Vollseind“. So findet man hier Keime, die sich später aus-
wachsen.

Die Darstellung wurde dem Inhalt gerecht. Besser wäre es
gewesen, würde das Organ Ed. von Wintersteins nicht so
verbraucht gelungen haben. Gut war der Pastor (Turner).
Ueberraschend fein war auch die Stimmung des ganzen Stückes
herausgearbeitet, und die Kostime erfreuten durch den darin festge-
haltenen, einheitlichen Stil. —

es.

Kleines feuilleton.

— „Wie mir Madeln schon san —“ Von einer lustigen
Berichtsverhandlung berichtet die Wiener „Reichswehr“: Fräulein
Linerl ist tief gekränkt. „So was is mir noch nie passiert, Herr
Richter,“ klagt sie, „mein ganzes Herz hab' ich ihr ausgeschütt' und
so a Falschheit!“ Dabei wirft das junge, hübsche Mädchen einen
niedererschmetternden Blick auf die ehrjame Matrone, die ihr gegen-
über vor dem Richterlich steht. „Denken S' Jhna nur: i bin
nämlich Blumenmadel; und wia's schon so geht, hab' i halt a
mei' G'pusti (Liebschaft) g'habt. Wam ma grad wöt grausli'
aus'schaut, so verstengan, Herr Richter. — Ja, und da
hab' i bei der Person da g'wohnt. Und wann i a
Briefel kriegt hab', hab' i ihr's vorgelesen. Ich hab'
mir halt denkt, so a bejahrtere Frau muß doch aus an
Schreiben auf an Charakter schließen lönn. Da war's immer so
lieb zu mir, aber wia i von ihr auszogen bin — Können S' Jhna
so a Gemeintheit denken, — da hat S' meine Liabsbrief, die no
immer an die alte Adreß kommen san, auf'sangen und selba
g'lesen, die grausliche Person.“

„Über gengan S', Fräul'n Linerl“, bittet die alte Frau, ganz
niedergeschmettert von dem Redeschwall des reschen Blumenmädchens,
„es ist ja nig dran. Weil S' mir die Brieferin immer vorgelesen
hab'n, war i halt neugierig, wia's weitergeht, und hab' i halt
auf'macht.“

„So,“ repliziert die andre in erbittertem Tone „und meiner
Quatta ham S' es auch nur aus Verloren derzählt, was? Drei
schöne Verhältnis hab' i durch Jhna verlorren.“

„Gleich drei?“ fragt erstaunt der Richter.

„Freilich, in den Briefen war'n doch immer die Rendezvous be-
stimmt, und weil die da mir's veruntreut hat, hab' i nit hinkommen
könn, und er is mir dabong'gangen.“

„Ja, aber das ist doch nur einer?“

Ganz erstaunt betrachtet die kleine den Richter. „Ja, aber wann
mir aner dabongeh, muß i mir doch an andern nehmen!“

Verblüfft über diese Logik nimmt der Richter die Briefe zur
Hand und blättert darin herum. Nach einer kurzen Pause: „Na,
hören Sie, das ist doch ein bischen stark. Fast jeder Brief trägt
eine andre Unterschrift. Wer ist denn der Karl da, der Ihnen die
Millionen klüffe schickt?“

„Das is a Student!“

„Und der Fritz, der Sie zuderfüzes Mausl nennt?“

„Das is a Einjähriger!“

„Und da kommt ein Gustl vor, der Ihnen vortwirft, daß Sie
mit dem Franzl zu viel kolettieren. Was ist denn der?“

Die kleine legt nachdenklich den Finger an die Nase. „Der?
Mir scheint, das ist der Feuerwehmann.“

„Ja, wieviel Liebschaften haben Sie denn eigentlich?“

„Ja, Herr Richter, wissen S', wia mir Madeln halt schon
san —“

Der Richter sieht sich schließlich veranlaßt, die Verhandlung zu
vertagen. Beide Frauen verlassen das Bezirksgericht Josefstadt, wo
sich die kleine Scene abgepielt hat. Noch auf der Treppe dreht sich
Fräulein Linerl resolut um und sagt zu ihrer Gegnerin trium-
phierend: „Jetzt hab' i an Reuchen, aber Jhna erzähl' i just
nig...“

— Redebüsten aus der bairischen Kammer. Aus einer Samm-
lung schiefer oder belustigender Worte, die während der letzten
Kammeression gefallen sind, bringt das „Würzburger Journal“
einige Proben. Als einmal die Güte der bairischen Staats-
hengste mit „ausländischen“ in Vergleich gezogen wurde, erwiderte
ein Herr vom Regierungstisch, der den mit seiner Stelle erblich ver-
bundenen Weinamen „Roholer“ führt: „Mit Oldenburg dürfen
Sie uns nicht vergleichen. In Oldenburg wird schon seit
hundert Jahren gezüchtet, wir sind dagegen noch eine
ganz junge Zucht.“ Ein Abgeordneter schleuderte dem Centrum-
führer Dr. Pöhlner die Worte entgegen: „Was Sie
hier aus den Fingern saugen, das hängt noch viel
mehr in der Luft als meine Behauptungen!“ Um die Ver-
längerung der Mainkette bis Schweinfurt hat ein Abgeordneter
den Verkehrsminister, indem er schmeichelte: „Ich möchte den Ver-
kehrsminister bitten, die Verlängerung der Kette bis
Schweinfurt warm im Auge zu behalten.“ Ein bekannter mittel-
fränkischer Bändler und Antimist erklärte treuherzig: „Ich will es
ja dem Finanzminister glauben, aber moralisch glaubt man es
draußen nicht!“... Auch der Kammerdemokrat erheiterte einmal
bei der Waldstreudebatte seine Kollegen mit der kühnen Redewendung:
„Um aber wieder auf meine Streu zurückzukommen.“ —

Theater.

Lessing-Theater. Traumulus. Schauspiel in 5 Akten
von Arno Holz und Oskar Perschle. Arno Holz, der
literarische Prinzipienmensch und Stillexperimentator, wird, schäme ich,
von allem, was er allein oder mit anderen zusammen geschrieben,
den Traumulus, der es in der Premiere zu einem durchschlagenden
Theatererfolge brachte, am niedrigsten eintagieren, vielleicht sich lustig
machen über den Applaus. Seit seinem Erstlingswerke, dem
jugendlich kampffrohen, von revolutionärer Begeisterung erfüllten
„Buch der Zeit“ ist er auf der Suche nach neuen Formen.
Ausgangs der achtziger Jahre schrieb er mit Schlaf den „Papa
Hamlet“, die „Neuen Gleise“, das Schauspiel „Familie Sekide“,
litterarische Genrebilder, die in der minutiösen Wiedergabe des Wirk-
lichen eine Fortentwicklung des Naturalismus über die bisher er-
reichte Stufe hinaus, eine Potenzierung der in dieser Stilart
liegenden Tendenzen darstellen sollten. Arno Holz, dem „lon-
sequenteften Realisten“, war Hauptmanns berühmtes Erstlingsdrama
„Vor Sonnenanfang“ gewidmet. Auf die naturalistischen
Experimente, die in ihrer Eigenart vielerlei fruchtbare An-
regungen boten, folgte dann, sozusagen als principielles
Manifest, ein Schriftchen über „die Kunst“, das die naturalistische
Methode möglichst exakter Reproduktion nicht etwa als eine Stilart
unter andern zu analysieren suchte, sondern sie mit wunderlichem
Dogmenfanatismus als den endgültigen, schließlich vollkommeneren
Kunststil proklamierte. Als ob die Genauigkeit der Nachahmung und
nicht vielmehr die umwölbende Phantasie, die auch in jedem natura-
listischen Kunstwerk mitgearbeitet hat, entscheidend wäre für den
künstlerischen Eindruck! Später ist er nur einmal noch in der mit
Paul Ernst zusammen verfaßten, allzu breit gesponnenen Komödie
„Socialaristokraten“ zu spezifisch naturalistischen Formen zurück-
gekehrt. Seine Hauptkraft wandte sich der Lyrik zu, auch hier wieder in
dem Gedanken, neue Ausdrucksmittel, einen neuen Stil zu finden.
Der Reim, da er abgemüht durch jahrhundertlangen Gebrauch mehr
als hemmende Fessel, wie als Erreger der Stimmung wirkte, sollte
fallen, der festgefügte Vers sich auflösen in den Schwingungen freier,
jeder Gefühlsnuance leicht sich anschmiegender Rhythmen. Der Ver-
such in den Phantasusgedichten ist interessant genug, aber auch dies-

Technisches.

r. Die neuen Hafenanlagen in Bremen. Nach vierjähriger Thätigkeit ist jetzt der zweite große Freihafen in Bremen in einer Länge von 600 Metern bei 100 Meter Breite fertiggestellt worden. Das Hafengebäude, das ursprünglich nur 10 Meter tief sein sollte, ist doch aus Zweckmäßigkeitsgründen gleich auf 11 Meter Tiefe gebracht worden. Um die Mauern des Hafens herstellen zu können, war es nötig, für die Fundamente aus Stampfbeton einen Pfahlrost einzuräumen, wozu nicht weniger denn 16 000 dicke Pfähle von durchschnittlich 15 Meter Länge erforderlich waren. Da große Schiffe im Hafen nicht wenden können, so hat man den Vorhafen in einer Breite von 242 und in einer Länge von 350 Metern ausgeführt. Der Vorhafen steht mit der Weser durch eine 60 Meter breite Einfahrt in Verbindung. Sehr zweckmäßig wird sich auch die Anlage des 1,2 Kilometer langen und an der Einfahrt 140 Meter breiten Werfthafens, der sich dem Vorhafen anschließt, erweisen. Im Vordertheile des Werfthafens hat ein Schwimmdock zur schnellen und bequemen Ausführung von Schiffsreparaturen seinen Platz gefunden. Im Anschluß hieran ist eine Aktiengesellschaft mit der Herstellung so umfangreicher Werftstätten mit allen modernen technischen Hilfsvorrichtungen beschäftigt, daß man in Zukunft im Bremer Freihafengebiet auch den Anforderungen in Bezug auf Ausbesserung und Herstellung der größten Seeschiffe wird genügen können. Im Süden der Werftanlage wird ein Liegeplatz von solcher Größe hergerichtet, daß bis zu 12 Fahrzeuge auf einer Fläche von 190 Meter im Quadrat für den Winter hier Platz finden können.

Um diese Hafenanlagen auszuheben, sind in den verfloffenen vier Baujahren nicht weniger denn 5 233 000 Kubikmeter Boden ausgebaggert worden. Zunächst war die Befestigung dieser großen Erdmassen leicht, da man damit die entstehenden Hafengelände aufhöhen konnte; später mußte man die Erdmassen eine Strecke weit die Weser hinab transportieren, wo der bremische Staat Grund und Boden erworben hat, auf dem im ganzen ungefähr vier Millionen Kubikmeter Baggergut abgeladen werden können.

Für die neuen Hafenanlagen werden nach und nach Lager- und Schuppen von 2,9 Kilometer Länge mit 173 000 Quadratmeter Grundfläche hergestellt werden. Wie bedeutend der Handelsverkehr Bremens schon gestiegen ist und mit welcher Steigerung man noch rechnet, das dürfte der Vergleich der eben genannten beiden Zahlen mit denen des ersten Bremer Hafens lehren. Für diesen im Jahre 1888 in Benutzung genommenen Hafen waren zuerst nur Schuppen von 2 Kilometer Länge und nur 80 000 Quadratmeter Bodenfläche vorgesehen. Für den Transport der Güter in den neuen Hafenanlagen kommen ausgedehnte Seileisenanlagen zur Ausführung. Natürlich erfordern derartig umfangreiche Anlagen bedeutende Mittel, so daß es kein Wunder nehmen kann, wenn bisher für die Ausführung der Bauten 15 Millionen Mark bewilligt worden sind. —

Humoristisches.

— **Bauern in München.** Bäuerin: I mir! nig daboo, daß d' Stadt so a Sündenpfluß is, wia da hochwürdi Herr allaweil sogt."

Bauer: „Dös woach der besta wia Du, der hot do herin g'studiert."

— **Aus der biblischen Geschichte.** Lehrer: „Welche Antwort gab Abraham seinem Sohne, als er ihn fragte, wo das Schaf zum Ganzopfer sei?"

Schüler: „Das Schaf bist Du, mein Sohn!" —

— **Die Heiratslustige:** „Ich verstehe Sie einfach nicht, Herr Hirt! Auf den Wällen habe ich Sie Schulkern und Mäden bewundern lassen. In den Bergen sahen Sie die unteren Partien und im Seebad den Nest. Ja, was wollen Sie denn noch mehr?" — („Jugend.")

Büchereinkauf.

— **Karl Leopold Meyer:** „Im Waffenrod". Lyrik. Berlin. Gose u. Leylaff. —

— **Paul Alberti:** „Bath-Gabas Sünde". Drama. Zürich. Caesar Schmidt. —

— „Moral von heut". Zwei Lose Blätter von „Einem Ungenannten". Dramen. Zürich. Caesar Schmidt. Preis 1 M. —

— **Erwald Gerhard Seeliger:** „Der Stürmer". Roman. Berlin. Egon Fleischel u. Co. Fr. 3,50 M. —

— **Dietrich Theden:** „Menschenhasser". Roman. Dresden u. Leipzig. Fr. 2 M. —

— **G. v. Schlippenbach:** „Subotins Erbe". Roman. Dresden u. Leipzig. Noewig u. Goeffner. Fr. 2 M. —

— **Hans Ostwald:** „Zwei Gefellen". Roman. Berlin. Egon Fleischel u. Co. Fr. 3,50 M. —

mal wurde die neue Form in arger Uebertreibung als die einzig zukunftsfrüchtige, als „Revolution der Lyrik" gefeiert. Das letzte Stillperiment waren die „Lieder auf einer alten Laute", eine verblüffend virtuose Nachahmung der drollig altmodischen, verliebten Schäferpoesie des 17. Jahrhunderts.

All diese Versuche, von einer großen, wenn auch nicht gleichmäßig fruchtbaren Energie des künstlerischen Willens getragen, drangen über enge Kreise nicht hinaus. Nun scheint die Ironie des Schicksals es zu fügen, daß Holz mit einem Drama, das von jenem Ehrgeize des Experimentierens keine Spur verrät und an dem Maßstab Holz'scher Theorie gemessen, übel bestehen möchte, noch einmal Popularität gewinnen wird. Dialog, Charakteristik, Szenenführung des von Holz und Ferchle gemeinsam ausgearbeiteten Schauspiel bewegten sich im Rahmen hergebrachter Form, das Stück ist nicht mehr noch weniger „naturalistisch", wie etwa Drehers „Probekandidat".

Darum könnte es noch immer ein sehr treffliches Theaterstück sein, aber leider gelangte das Beste, was es bietet, die bedeutsamen psychologischen Ansätze, zu keiner vollen Entwicklung, allerhand Augenwert schiebt sich mit umgebühlicher Breite vor, und das Schicksal, von dem Traummulus getroffen wird, erscheint, trotz seiner Selbstwirksamkeit doch nur als fataler Zufall, der mit seinem Sein und Handeln in keinem innerlich bedingten Zusammenhang steht. Der alte Gynnasialdirektor, den seine Schüler Traummulus getauft, ist einer jener Idealisten, die mit geschlossenen Augen durch die Welt gehen, kindlich vertrauensvoll, von einer Reinheit des Gemütes, die wehrlos jeder Lüge und Verstellung gegenübersteht. Schon einmal strafverletzt, weil er die Dummenjungenstreiche in der Schule nicht hindern konnte, hat er sich seinen rofigen Optimismus unverändert bewahrt. Seine junge Frau isoliert verständig, sein Sohn aus erster Ehe, der Student führt ein schamloses Lotterleben, die Zöglinge in dem Internat machen nächtliche Eskapaden, gründen Schülerverbindungen und halten regelmäßig lärmende Bekehrungen in einem Keller nahe seiner Wohnung ab — er sieht und ahnt von allem nichts. Und als der Landrat, ein falter, rücksichtsloser Streber, der mit instinktiver Feindschaft solche unpraktische Naturen haßt und planvoll die Stellung des Direktors unterminiert, ihm schadenfroh erzählt, sein liebster Schüler Kurt v. Redlitz sei mit einer Schauspielerin in einem übel beleumundeten Nachtlokal gesehen worden, entrispelt der Direktor sich über die gemeine Gesinnung, die in solchem Klatsche stecke, und will sich für beide, für Redlitz wie die Dame, die ihm empfohlen sei und die er kenne, verbürgen. Vorzüglich in der Art, wie sie die Probleme auflösen, sind die Szenen des zweiten Aktes. Die tiefe Güte des alten Mannes dringt überwältigend auf den Sinn des Schülers ein. Zur Rede gestellt, giebt Redlitz zu, was er der Zeugen halber nicht leugnen kann, das andre bestreitet er. Vor der Haustür habe er sich in Ehren von der Dame getrennt. Aber das unbedingte Vertrauen, der milde Ernst, die rührende Anteilnahme des ehrwürdigen Lehrers ruft alles Gute in der jungen Seele wach. Wenn empfindet sie die Scham der Lüge. Redlitz will die Wahrheit bekennen, er beginnt schon, aber Traummulus, wie immer gänzlich ahnungslos, fällt ihm ins Wort. Auch ein zweiter Versuch des Schülers, sein Herz durch eine Weichte zu erleichtern, scheitert durch das Eingreifen der Schauspielerin, die ihn vor Traummulus als Zeugen ihrer Unschuld anruft. Der interessante, hier angesprochene seelische Konflikt, dessen weitere Entwicklung man von dem Drama erwartet, wird aber dann im weiteren Verlauf durch allerhand Zufälligkeiten einer recht äußerlichen Lösung zugeführt, und die Figur des Redlitz kommt über aphoristische Skizzierung nicht hinaus. Den Raum des ganzen dritten Aktes nimmt das Intermezzo einer Schülerfeste, deren bunte Pöffen auf die Dauer ermüden, in Anspruch. Schließlich erscheint Redlitz, der frühere Präses der Verbindung, um sich von dem Treiben loszusagen und reuevoll die undankbaren Zungen an die Güte ihres Lehrers zu erinnern. Die Polizei, vom Landrat scharf gemacht, hebt das Nest auf. Redlitz muß mit zur Wache. Sein nächtlicher Besuch bei der Schauspielerin wird durch Zeugenaussage festgestellt, und der unbarmherzige Direktor, der so schmählich getäuscht, kein Wort dem Schüler mehr glauben will, stößt den Bittenden verächtlich von sich. Verstört eilt Redlitz fort. Der letzte Akt ist fast völlig ohne Handlung, eine einzige Klage des alten Mannes, daß er zu hart gewesen sei in seinem Zorn; er zittert, daß der Knabe sich ein Leid anthue. Hoffnungslos bricht er, als die furchtbare Ahnung ihre Bestätigung erhält, zusammen.

Wassermanns wunderbar ergreifendes und wahres Spiel hielt auch in diesem Akte noch die Spannung aufrecht. Eine vollkommene Verkörperung des alten Traummulus, als er sie bot, ist schlechterdings undenkbar. Auch im übrigen war die Vorstellung eine schauspielerische Glanzleistung. Kurt Stieler als Redlitz, Paula Gherthy als leichtfertiges Theaterdämchen, Reichert als Wäckermeister Schladebach und Wirt der Schülerverbindung, Pauli als Pedell, Patry als Landrat, Sauer als Assessor Mollwein gaben Kabinettsstücke feiner Charakterisierungskunst; und die Liste ist damit noch nicht erschöpft. Der außerordentlich warme Weifall, in den nur nach der Schülerkneiperei des dritten Aktes ein Rischen sich mischte, galt nicht zum wenigsten den trefflichen Akteuren. —

—dt. Verantwortl. Redakteur: Franz Rehbein, Berlin. — Druck u. Verlag: Vorwärts-Buchdruckerei u. Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW.